

Illustriertes Sonntags-Blatt



Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Uon Nizza reisten sie nach Bozen. Es war gerade die schönste Zeit für dieses herrliche Fleckchen Erde; alles stand in Blüte, und die Berge in ihrer erhabenen Schönheit trugen noch weiße Kuppen. Sie stiegen im „Schwarzen Greif“ ab und machten im Wagen oder

Auto Ausflüge; zum Gehen war die junge Frau zu bequem.

Hans hätte gerne einige Bergtouren unternommen; er verzichtete darauf, als er die Abneigung Metas bemerkte. Er sagte es sich oft traurig, daß sein ganzes Leben wohl ein Verzicht sein werde.

Der Hauch der Glitterwochen kam aber doch ab und zu noch über sie, und dann vergaß er für kurze Zeit seine trüben Ahnungen.

Aber München lehrten sie endlich heim.

Hans sehnte sich nach dem Dienste in seinem neuen Regiment.

Meta freute sich, die Eltern wiederzusehen. In einer ihrer immer wiederkehrenden Stimmungen schmiegte sie sich an ihren Mann und ergriff seine Hand.

Er wehrte ihr aber nicht, obgleich ihm solche Kundgebungen vor den anderen Reisenden sehr peinlich waren.

Gerstners erwarteten „ihre Kinder“ in Potsdam. Die Villa lag in der Weinmeisterstraße, von einem schattigen Garten mit schönen Blumenrabatten und hohen Bäumen umgeben.

„Na, Metachen, da bist du ja!“

Die Mutter umarmte ihre Tochter und drückte Hans zwei schallende Küsse auf die Wangen, die er sich gefallen lassen mußte.

Papa Gerstner drückte dem Schwiegerjohn kräftig die Hand,

und als die beiden Frauen vorangingen, fragte er leise: „Wie bist du mit der Meta ausgekommen? Sie ist arg verwöhnt!“

„Sehr gut!“, entgegnete Streblin, die Wahrheit verheimlichend.

„Na, das freut mich, lieber Sohn, dann ist alles gut.“

Die Villa war geräumig. Mit Stolz zeigten die Eltern dem jungen Paar die überladen möblierten Zimmer. Man hatte nicht auf den Preis gesehen, mein Gott, man hatte es ja dazu. Hans' Geschmack war nicht berücksichtigt worden; er hätte es gern weniger gleißend gehabt. Nur in seinem Arbeitszimmer hatte

er darauf bestanden, die alten soliden Möbel aus seiner Junggesellenzeit beizubehalten: den großen eichenen Schreibtisch vom Vater, seinen Gewehrschrank, die hohen, geschnittenen Stühle. Die Bilder seiner früh verstorbenen Eltern standen auf dem Schreibtische, darüber hing ein großes Bild von Meta in schwarzem, vergoldetem Rahmen; es war während ihrer Brautzeit gemacht. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Ballkleid; der Ausdruck ihres vollen Gesichtes schien zu sagen: „Seht mich an, ich habe erreicht, was ich wollte!“

Warum dachte Streblin heute an das Kabinettsbild Margareten's, das er ihr bei der Lösung der Verlobung mit ihren Briefen und einigen von ihr kunstvoll gestickten Sachen zurückgeschickt hatte? Wie vornehm und fein sah sie in dem Wiener Schneiderkleide aus, das ihre schöne Gestalt hob.

Er seufzte leise.

Mama Gerstner hatte eine perfekte Köchin, eine Kammerjungfer und ein Stubenmädchen engagiert, und der Butsche Streblins kam dazu.

Hans ging in den Pferdestall. Dort standen seine beiden Reit-

pferde, und die Hühnerhündin Diana sprang ihm freudig bellend entgegen. Es war doch eigentlich schön, das alles zu besitzen; als armer Infanterieleutnant hatte er oft davon geträumt. Seine



Generalleutnant v. Auenf,

der sich bei der Eroberung von Przemyel hervortat. (Phot. Stemmen.)

Stimmung erheiterte sich, und er ging in den Speisesaal und saß zum erstenmal an seinem Tisch.

Mama Gerstner führte das große Wort. Sie sprach laut und nicht immer gewählt. Sie war nicht sehr gebildet und man merkte es ihr an, daß sie aus kleinem Kreise stammte. Wie sie so breit und selbstzufrieden dasaß, mit dem diden, rotgefärbten Gesicht, und wie sie mit der fleischigen, von Ringen funkelnden Hand lebhaft gesticulierte, fiel Hans die Ähnlichkeit mit seiner Frau auf. Es war derselbe rotblonde Typus, bei beiden „Lizianisches Rot“, wie Frau Gerstner stolz behauptete.

Meta wird ebenso werden“, dachte Hans.

Beim Rehrücken goß der Bursche Sekt in die hohen Kristallkelche, und der Schwiegervater hielt eine Rede auf das junge Paar. Er fing hochtrabend an, verirrte sich und fing an zu weinen.

„Höre auf, Woll“, sagte seine Frau, „proßt, proßt, proßt!“ rief sie überlaut und stieß mit Meta und ihrem Manne an.

Sie wollte ihren Schwiegerjohn umarmen. Er sah es kommen und verhinderte es, indem er sich über ihre rote Hand beugte und sie küßte.

Der Bursche trug die neue dunkelgrüne Livree, auf den silbernen Knöpfen die siebenperlige Freiherrkrone, die auch sonst in aufdringlichster Art überall, wo esanging, angebracht war: am Büfett, an der Kredenz, an der großen Standuhr, auf den Stuhllehnen, den Läufern und dem Serviertisch. Und unter der Krone prangte das Streblinsche alte Wappen: die drei Rosen. — Man sollte ja nicht vergessen, daß die geborene Gerstner jetzt „die Baronin“ war.

Metas Eltern sind fortgefahren, das junge Paar ist allein. Sie sitzen im Garten in der schattigen Laube. Es ist eine linde Frühlingsnacht, der Mond steht fast rund am Himmel; irgendwo fängt eine Nachtigall zu schlagen an. Ringsumher Frühlingsduft.

Hans ist eigen zumute. Träumend sitzt er da; die erloschene Havanna in den Fingern, blickt er wie ein Fremder um sich. Das also ist sein Heim; hier wird er fortan leben. Und da neben ihm ist seine Frau.

Meta sieht ihn an und fragt: „Woran denkst du eben?“

Er überhört es. Da wiederholt sie etwas ungeduldig dieselben Worte.

„Ich denke daran, daß wir ein neues Leben anfangen“, entgegnet er ernst, sie an sich ziehend. „Nicht wahr, wir wollen Nachsicht miteinander haben und glücklich werden.“

Sie ist in weicher, freundlicher Stimmung. Sie läßt ihn stürmisch statt aller Antwort.

In Alsenruh floß das Leben still dahin.

Bernd stürzte sich in die Arbeit. Er hatte manchen Verdruß und mehr als einmal kämpfte er mit seinem alten Fehler, dem Jähzorn, der ihn früher oft überwältigt hatte. Aber er war in der Schule des Lebens gewesen; sie hatte ihn zum willensstarken Mann gereift, der es gelernt hatte, seinen Zorn zu unterdrücken.

Frau von Stetten hatte sich mit den braven Pfarrersleuten gut eingelebt; sie verkehrten viel miteinander. Zuweilen war auch Bernd dabei. Er überwand sich seiner Mutter zuliebe, die es sonst allzu einsam gehabt hätte.

Es war nicht zu vermeiden, einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Die Herren trafen sich auf der Jagd, die auf Wunsch Brömmers in Willshöfen abgehalten wurde. So viel als möglich beschränkte Bernd den Verkehr; er galt als Sonderling. Hier in dem stillen Erdenviertel hatte man nichts von seinem Vorleben erfahren, und die schnellebige Zeit hatte Neues gebracht. Der Name „Bernd“ wurde von vielen Gliedern der Familie Stetten, die in Westfalen anfässig war, getragen. Allmählich überkam Bernd ein größeres Sicherheitsgefühl, und er trat mehr aus seiner Reserve heraus.

Der verhängnisvolle Tag jährte sich, der 20. Oktober.

Von früh bis spät war Bernd beschäftigt gewesen. Als er am Abend heimkehrte, saß er in düsterer Stimmung schweigend neben der Mutter. Sie rührte nicht an die wunde Stelle. Sie suchte ihn zu zerstreuen und las ihm einen Brief der Schwestern vor, der heute angekommen war. Beide hatten geschrieben. Es ging ihnen gut bis auf die Sorge um Tante Dörchen, deren Augen immer schwächer wurden. Margarete arbeitete nach wie vor bei Werner & Comp., Hilde war fleißig in ihrer Schule und hoffte, im Frühjahr das Lehrerinnenexamen zu bestehen.

Bernd hörte nur halb zu. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt; sein Gesicht zeigte wieder jenen trostlosen Ausdruck wie in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr. Leise strich die Mutter darüber hin:

„Mein liebes, liebes Kind“, sagte sie nur.

Er stand auf und schritt im Zimmer auf und ab.

„Mutter, werde ich immer unter diesem Druck leben müssen?“ fragte er, vor ihr stehen bleibend. „Werde ich nie frei aufatmen

können? Ich bin immer in der Furcht, daß meine Schmach bis hierher dringt.“

„Verzweifeln nicht“, bat sie weinend, „ich hoffe, Gott erhört mein tägliches Gebet und bringt die Wahrheit an den Tag.“

Er schüttelte müßlos den Kopf.

„Ich hoffe es nicht mehr“, jagte er tonlos, „keine Spur deutet darauf hin, daß der wahre Täter entdeckt werden könnte.“

Er ging in sein Schreibzimmer hinüber. Bis spät in die Nacht hinein brannte das Licht darin.

„Heute dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen“, sagte die Frau Werner zu Margarete, als diese sie eines Sonntags besuchte, denn sie verkehrte jetzt häufig im Hause ihres freundlichen Chefs.

Die alte, fein aussehende Dame saß ihrem jungen Gaste gegenüber in ihrem Empfangszimmer, das bei aller Eleganz einen vornehmen, behaglichen Eindruck machte.

„Eine Bitte“, wiederholte Margarete, „aber gewiß, gnädige Frau, sehr gern sogar.“

„Nun, das freut mich. Wir geben am nächsten Mittwoch eine kleine Abendgesellschaft, mein Mann und ich fähen Sie gern unter unseren Gästen.“

Margarete zögerte etwas, dann sagte sie:

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, ich nehme an.“

„Bitte, um acht Uhr abends. Wir feiern meines Mannes Geburtstag mit keinem rauschenden Fest, nur mit einigen guten Freunden; wir zählen Sie dazu, liebes Fräulein.“

Margarete neigte sich über die feine Frauenhand und küßte sie, sich zugleich von Frau Werner verabschiedend. Sie freute sich auf die Abwechslung in ihrem eintönigen Leben und erzählte Tante Dörchen und Hilde von der Einladung.

Es war nach dem Weihnachtsfest, das die Schwestern dieses Mal ohne die Mutter gefeiert hatten. Doch bald nach dem Feste erschien Frau von Stetten unerwartet in Berlin, und die Freude des Wiedersehens war groß. Bernd hatte auf zwei Wochen nach Aurand reisen müssen, um dort Aderperde zu kaufen, und während dieser Zeit konnte Frau von Stetten bei ihren Lieben in Berlin bleiben.

Wieviel gab es zu erzählen! Wie schön war es, das „Muttschen“ wieder bei sich zu haben, sich an ihrer Liebe zu wärmen. —

Für ein halbes Jahr hieß es dann wieder Abschied nehmen; die Mutter lehrte nach Alsenruh zurück, so schwer ihr auch die Trennung von ihren Töchtern fiel.

„Ihr seid gesund an Leib und Seele“, sagte Frau von Stetten, „unser armer Bernd krankt an seinem traurigen Verhängnis. Eine Mutter gehört zum kranken Kinde, er braucht mich mehr als ihr. So Gott will, sehen wir uns im Sommer wieder.“

Am Geburtstage des Chefs war das Kontor geschlossen. Margarete ging vormittags gratulieren; sie kaufte einen Strauß Maiglöckchen, die Lieblingsblumen Herrn Werners, der ihr in herzlicher Weise dankte.

„Wir erwarten Sie um acht Uhr, liebes Fräulein“, sagte er, als sie sich empfahl. „Ich will Ihnen auch gleich sagen, wer Ihr Tischherr ist; raten Sie einmal.“

„Vielleicht Herr Grüner, Ihr erster Buchhalter“, sagte sie schelmisch.

„Nein, das mude ich Ihnen nicht zu, sich von dieser langen, dünnen Hopfenstange langweilen zu lassen. Ist ein braver Kerl, aber doch nur eine Rechenmaschine.“

„Dann vielleicht der Assessor Spohren?“ riet Margarete weiter.

„Den kleinen Diden, der paßt noch weniger für Sie. Na, ich will Sie nicht länger neugierig machen: der Sanitätsrat Baron Wengern ist Ihnen zugeordnet. Sind Sie einverstanden?“

„Ja, Herr Werner. Nun adieu, ich will Sie nicht aufhalten.“

Margarete erwiderte den Händedruck.

„Famöses Mädel“, dachte Werner, „da steckt Rasse drin, und wie gut sie sich eingearbeitet hat.“

„Gretchen, nun noch die blaßgelben Rosen angestekt, und du bist fertig“, sagte am Abend Hilde, die Schwester kritisch musternnd, die um halb acht fertig angekleidet war.

„Du bist wunderschön!“

„Schmeichlerin!“ sagte Margarete, aber sie warf doch noch einen Blick in den Spiegel, der ihre Erscheinung wiedergab.

Margarete hatte heute die dunkle Kleidung abgelegt. Sie trug ein cremefarbenes, feines Boilekleid in Empireform auf weißem Unterleid, das ihre schlank, anmutige Figur vorteilhaft zur Geltung brachte. Die halbblonden Arme und der Ausschnitt am Hals ließen die rosige Haut sehen, ihr reiches, schwarzes Haar war entgegen den Weichmachungsgeboten der Mode glatt gescheitelt. Ohne Brennschere lockte es sich an den Schläfen und war

am Hinterkopfe in zwei starken, selbst glänzenden Flechten aufgesteckt. Klein Schmuckstück zierte Hals und Arme, ihre königliche Schönheit bedurfte dessen nicht.

„Ja, nun bist du fertig.“

Hilse hatte die Rosen am Kleide befestigt.

„Komm, Tante!“ rief sie ins Nebenzimmer hinein. „Komm, dir unser Götchen ansehen!“

Die alte Dame hob den grünen Augenschirm und blinzelte ins Licht. Auch sie sprach ihre Befriedigung aus.

Die Droschke wurde geholt. Margarete hüllte sich in den weichen, weißen, mit hellblauer Seide gefütterten Theatermantel, schlang ein leichtes Tuch um den Kopf und fuhr davon. Es war ihr ganz eigen zumute, da sie nun elegant gekleidet, wie ehemals, zur Gesellschaft fuhr. Sie wußte auch nicht, warum ihr Herz schneller pochte. Ihr war, als müßte ihr heute etwas besonders Schönes begegnen, etwas, das in ihr Leben eingreifen mußte.

Im Vorzimmer begrüßte sie sich mit einigen ihr bekannten Damen. Dann öffnete der Diener die Tür zum Empfangszimmer, und sie trat ein.

Margarete begrüßte erst die Hausfrau, dann wurde sie vorgestellt. Die Herren führte Werner ihr zu und nannte ihre Namen. Mit der Sicherheit der an seinen Verkehr Gewöhnten bewegte sie sich in dem ihr fremden Kreise. Die Blide aller ruhten auf ihr, und besonders die anwesenden Gäste männlichen Geschlechts bewunderten das schöne Mädchen.

„Ich fürchte, Baron Wengern kann nicht kommen,“ sagte Werner, auf Margarete zutretend, „eben telephonierte er, daß er einen wichtigen Krankenbesuch abmachen müsse.“

Sie verbarg ihre Enttäuschung und sagte lachend: „Ben komme ich dann als Ersatz, den Mageren oder den Dicken?“

„Wollen noch nicht alle Hoffnung aufgeben; ein Viertelstündchen wollen wir warten.“

Margarete nickte. Dann unterhielt sie sich mit der Tochter des Hauses, einer jungen Offiziersfrau, die in Potsdam lebte und erst vor zwei Jahren geheiratet hatte. Zufällig biente ihr Mann auch bei den gelben Wägen.

„Seit dem Juni haben wir eine neue Regimentsdame,“ plauderte die Tochter des Wernerischen Ehepaares, „eine Frau von Streblin, geborene Gerstner.“

Margarete horchte auf.

„Kennen Sie sie, Frau von Holtern?“

„Wenig. Sie machte auch bei uns Visite, aber ich muß sagen, daß sie mir nicht sympathisch ist durch ihr lautes, unfeines Wesen und ihre auffallende, ich möchte sagen herausfordernde Art, sich zu benehmen.“

„Und wie ist der Mann?“ fragte Margarete leise.

„O, ein guter Kamerad und sonst ein recht umgänglicher Mensch. Er ist viel allein; seine Frau ist oft in Berlin bei ihren Eltern.“

Das Gespräch nahm eine andere Wendung; Frau von Holtern erzählte von Bubi, ihrem Söhnchen.

„Ich denke, ich brauche die Herrschaften nicht mehr einander vorzustellen“, sagte Herr Werner eben.

Margarete hatte mit dem Rücken zur Tür gesessen. Sie sah schnell auf. Wengern stand vor ihr und verneigte sich tief, ihr den Arm bietend.

Die Paare ordneten sich und man ging in den Speisesaal, dessen elektrisches Licht hell erstrahlte.

„Es ist schon einige Zeit her, daß ich das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, Baronesse“, begann der Sanitätsrat.

„Ja, es war im vorigen Frühjahr“, entgegnete Margarete.

„Nicht ein einziges Mal haben wir uns in Berlin getroffen! Freilich, das Dorf an der Spree ist ziemlich groß“, bemerkte er lachend.

Sie schritten nebeneinander her. Trotz ihrer stattlichen Größe überragte er sie noch um Haupteslänge. Er hatte eine wahre Redengestalt. Sie hatten ihre Plätze am linken Ende der Tafel. Wengern schob höflich den Stuhl seiner Dame zurück und nahm dann erst selbst neben ihr Platz.

„Sie leben noch nicht lange in Berlin“, begann Margarete das Gespräch. „Ich bin mit Spreewasser getauft und habe, mit Ausnahme von zwei Jahren, die ich in Genf zugebracht, immer hier gewohnt.“

„Genf ist auch mir bekannt. Ich habe dort schöne Tage verlebt“, entgegnete Wengern. „Schwärmen Sie auch für die freie, große Gottesnatur? Wir ist sie das Herrlichste, das es gibt. Und sehen Sie, trotzdem hat das Schicksal mich hierher nach Berlin getrieben, wo es nur Häuser und Straßen gibt und wir nicht gerade durch eine schöne Umgebung verwöhnt sind.“

„Sagen Sie das nicht. Die Havelseen, der Spreewald sind doch in ihrer Art nicht zu verachten.“

Er lachte vergnügt. „Wie ich merke, sind Sie durch und durch ein Berliner Kind“, sagte er scherzend, „ich muß mich hüten, etwas Unvorteilhaftes über das Nest zu sagen.“

„Natürlich, sonst haben Sie es mit mir verstanden.“

„Und das möchte ich nicht bei unserer ersten, nein zweiten Begegnung, gnädiges Fräulein.“

Wie gut ihm solch fröhlicher Plauderton stand. Seine sonst ernsten Züge waren belebt, die großen, blauen Augen funkelten, und hinter dem mächtigen blonden Bart blitzten die weißen Zähne.

Noch nie war ein Essen ihm so schnell vergangen. „Biel zu schnell“, dachte er, als Gang auf Gang der Speisen folgte, der Wein in den Gläsern perlte und die Stimmen immer lauter wurden.

Die beiden Menschen am linken Ende der Tafel waren wie isoliert. Sie waren auf ernstere Dinge gekommen, auf Fragen, die andere Themata streiften, als sie bei solchen Gelegenheiten üblich sind. Margarete fand viel Genuß an der Unterhaltung, und auch Wengern schien von ihr gefesselt zu sein. An seiner rechten Hand blitzten zwei Trauringe, ein großer am vierten und ein kleiner am fünften Finger.

„Er ist Witwer“, folgerte Margarete. „Armer Mann, auch er hat einen Traum von Glück begraben.“

Wengern mußte ihren Blick bemerkt haben. Er war eine Weile schweigsam, ehe er das Gespräch wieder aufnahm.

Als die Tafel aufgehoben wurde, dachten beide: „Wie schade!“

Im Laufe des Abends fand sich aber noch Gelegenheit für den Sanitätsrat, sich Margarete zu nähern. Der ernste Mann fühlte sich zu ihr hingezogen.

Er war seit drei Jahren Witwer, hatte seine geliebte, junge Frau nach kaum einjähriger Ehe verloren. Sie war Wienerin gewesen, eine kleine, blonde Elfe, die der große Mann oft scherzweise auf den starken Arnen emporgehoben, lebensprühend und immer fröhlich. Und so schnell hatte der Tod sie dahingerafft. In allem war sie der Gegensatz zu Margarete gewesen, im Äußeren und im Wesen, das dachte er, als er neben Baronesse von Stetten saß und voll Wohlgefallen in ihre klugen Augen blickte. — Sein herber Verlust war hauptsächlich der Anlaß zu seiner Übersiedelung nach Berlin gewesen. Er brauchte anstrengende Arbeit und eine andere Umgebung, um sein Leid ertragen zu können.

Die Rede kam auf seinen Beruf. Er sprach begeistert vom Herzog Karl Theodor und erzählte von einigen schwierigen Fällen, die der berühmte Augenarzt geheilt hatte. Von seiner Klinik sprach er auch und davon, wie sein Beruf ihn befriedige.

„Ja“, sagte Margarete, „Arbeit ist ein treuer Waffengenosse. Diesen Ausspruch gab Herr Werner mir zu Beginn meiner Tätigkeit als Lebensmotto auf den Weg.“

Wengern nickte. „Sie sprachen da etwas aus, das ich selbst denke, gnädiges Fräulein“, sagte er. „Ich habe das Heilbringende der Arbeit erfahren.“

Noch manches ernstere Thema beschäftigte sie. Ihre Ansichten deckten sich meist; sie fühlten, daß sie sich geistig verwandt waren.

Margarete kämpfte mit einem Entschluß. Endlich sagte sie:

„Herr Baron, ich habe eine liebe, alte Tante, die an mir und meiner Schwester Mutterstelle vertritt, während unsere gute Mutter bei meinem Bruder lebt. Tante Dörchen leidet seit lange an den Augen. Dürfte ich sie wohl in Ihre Klinik bringen? Wollen Sie sie behandeln?“

„Aber gewiß, gern, gnädiges Fräulein!“ rief Wengern, „ich habe gerade Platz!“

„Vielen Dank! Aber wir müssen es diplomatisch anfangen, Tante will nichts von einer Behandlung wissen, sie meint immer, es werde von selbst besser werden.“

„Ich will zu Ihnen kommen“, entgegnete der Arzt schnell, „wo wohnen Sie?“

Margarete nannte Straße und Hausnummer und fügte lächelnd hinzu:

„Aber Sie müssen hoch klettern — bis in den vierten Stock.“

(Fortsetzung folgt.)

Zuf Posten.

Erzählung aus dem gegenwärtigen Kriege.

Von Hermann Dreßler-Chemnitz. (Nachdruck verb.)

Stillter, lauwarmen Septemberabend. Durch den Rotbuchenwald huscht geisterhaft das Mondlicht und flücht helle, schimmernde Binden um die Stämme der Bäume. Mitten durch den Wald führt der Schienenstrang. Auf dem schmalen Fußsteig, der neben der Bahnstraße auf dem Damm dahinfließt, patrouilliert der Posten mit geladenem Gewehr. Man sieht es dem strammen, kräftig gebauten Jüngling nicht an, daß er noch vor zwölf Wochen eine Schulbank in Obertertia drückte.

Als an jenem schönen Sommertage des ersten August der Krieg ausbrach, war sein Vater einer der ersten Offiziere, der mit mobilen Truppen nach dem Osten fuhr, um die deutsche Grenze gegen die russischen Truppen zu schützen. Da litt es auch Werner nicht mehr. Er holte sich schriftlich die Erlaubnis des

Waters ein und meldete sich als Kriegsfreiwilliger. Nach sechs- wöchiger Ausbildung wurde er ebenfalls nach dem Osten ab- transportiert. Und nun stand er bereits auf Wache.



Am Krzifix.

Eine Kriegsaufnahme aus Galizien von Kilophot, Wien.

waren sehr streng, und größte Wachsamkeit war anempfohlen worden.

Zwischen den Schienen, dort, wo sie um den Kiefernhang bogen, kam ihm ein schwankendes Licht entgegen. Er horchte auf Schritte! Der alte Stredenwärter stapfte heran und bot ihm einen „guten Abend“. Dann versank wieder alles rings in Schweigen. Nur im Walde erwachten die nächtlichen Stimmen. Hier huschte ein wildes Kaninchen durch das dürre Laub am Boden, daß es aufschelte und der junge Soldat das Gewehr schußbereit emporraffte.

Dort trächzte ein Eich- hörnchen sein heiseres „Kibbi — Kibbi!“

Werner hielt die Augen spähend nach allen Seiten gerichtet. Der Mond erhellte die Strede weithin. Das war ihm lieb! Nach einiger Zeit hörte er wieder Schritte im Niese knirschen. Er glaubte, Uniformteile ausblitzen zu sehen. Es kam jemand direkt am Schienenstrang auf ihn zu.

Werner rief an: „Halt! Wer da?“

„Gut Freund!“ tönte es ihm entgegen.

„Parole!“ heischte er.

„Häsele!“ kam die Ant- wort zurück.

Werner ließ das Gewehr sinken und den Fremden näher treten. Es war ein Offizier vom Dienst, der die Runde machte.

„Soldat Bozenhardt! — Wachtposten Nr. 4 der Bahnwache!“

„Donnerkiel! Du bist's, Werner! Na, das sollte die Mutter wissen!“

Bater und Sohn reichten sich die Hände. Beinahe ein Vier- teljahr hatten sie einander nicht gesehen.

„Na, wie geht's denn, mein Junge?“

„Dante, Vater, ausgezeichnet!“

„Schade, daß wir beide im Dienst sind. — Also höre: Diese Nacht gehen noch mehrere Truppentransporte hier durch. An- weisung: Scharf aufpassen. Auf den ersten Anruf schießen. Ge- rade diese Gegend ist von Kosakenpatrouillen umschwärmt. Ich verstärkte noch vor Mitternacht sämtliche Posten um je einen Mann. Leb' wohl, mein Sohn! Gott schütze unser Vaterland!“

Sie schüttelten sich die Hände, jeder stolz auf den andern.

„Ich schide dir deinen Freund Holler!“ rief der Vater im Beggehen zurück. „Ist's recht?“

„Dante, Vater!“

Wieder nahm Werner seinen Patrouillengang auf. Immer zweihundert Meter nach Ost, zweihundert Meter nach West, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und scharf ausspähend.

Wie spät mochte es sein?

Er zog die Uhr und sah nach. Neun Uhr! Jetzt hängt die Mutter den Frühstückbeutel heraus. Nun wird Ei- friede, die Kleinste, zu Bett gebracht und betet. Ob sie auch für ihn . . .

Halt! Was war das?

— Da drüben auf der Waldwiese äste seit ei- nigen Minuten eine Rehfamilie im Monden- scheine. Auf einmal hob der Bod den Kopf, si- cherte nach dem Wald- rande hin und machte erschreckt einen Sprung.

„Da ist etwas nicht in Ordnung“, sagte Wer- ner zu sich und trat in den Schatten einer dickstämmigen Rotbuche, um jene Gegend scharfer ins Auge zu fassen.

Fast im selben Augenblick stoben die Rehe mit weiten Sprün- gen davon. Nach links zu. Also schien die Gefahr oder die Stö- rung von der entgegengesetzten Seite her zu drohen. Er nahm



General Eduard von Böhm-Ermoli,

der Führer einer österr.-ungarischen Armee in Galizien.



Aus der neutralen Schweiz. (Mit Text.)



Durchhalten!

Bedeutungsvolle Mosaik-Inschrift in einer von deutschen Soldaten ausgeführten Schmutzplatz-Anlage in Lowitz in Russisch-Polen.

sein Glas vor die Augen und spähte und horchte mit angespannten Sinnen nach jener Richtung.

Richtig! Von dort drüben kam ein Geräusch, wie wenn jemand auf dürres Geäst tritt. Und jetzt sah er auch eine Gestalt sich näher schleichen. Ihr folgte eine zweite und eine dritte.

„Solla, die haben nichts Gutes vor!“ sagte Werner zu sich selbst. Er entsicherte das Gewehr und ging in Deckung hinter den Bahndamm, die eine Schiene als Lauf-Auflage benützend.

zu einem wütenden Handgemenge zwischen ihm und einem großen, breit-schultrigen Offizier. Werner hatte ihn infolge seiner jugendlichen Behendigkeit beinahe niedergerungen, als ihn ein furchtbarer Schlag auf den Kopf traf und er besinnungslos zusammenstürzte.

Als er erwachte, mußte er sich erst lange besinnen, was mit



Artur Arz von Straußenberg, Feldmarschalleutnant, einer der österr.-ungarischen Heerführer in Galizien.



An den Küsten Glanderns.

Eine angetriebene englische Seemine besonderer Konstruktion.

Die Burschen kamen immer näher. Werner sah, daß sie Zeichen nach rückwärts gaben. Also hatte er noch mehr vor sich als die drei. Ob sie ihn schon bemerkt hatten? Er wußte es nicht! Er ließ sie noch einige Schritte näher herankommen, und nachdem er sich überzeugt, daß sie direkt auf den Bahndamm zuhielten, rief er ihnen sein „Halt! Wer da?“ entgegen. Er sah durch sein Glas, wie die Burschen zusammenfuhren. Vermutlich war ihnen der Anruf aus so kräftiger deutscher Kehle unverhört gekommen.

Werner dachte an seine Instruktion. Er nahm den Vordersten scharf aufs Korn und zog ab. — Ein Knall, der die friedliche Waldstille jäh zerriß, und der Feind drüben brach zusammen.

Jetzt sprangen die übrigen ebenfalls in Deckung hinter Bäume und eröffneten ein regelrechtes Gewehrfeuer gegen jene Stelle, wo sie den Gegner



Karte des österreichisch-italienischen Grenzgebietes nach einer englischen Zeitung. (Die schwarzgezeichneten Landestheile wollen die Italiener von Österreich-Ungarn los trennen.)

ihm vorgegangen sei. Der Mond schien ihm hell ins Gesicht. Sein Kopf schmerzte ihn furchtbar. Aber er blieb bei Bewusstsein. Er sah sich um. Wo war er nur, und was war mit ihm geschehen?

Ach richtig! Bahnwache! Überfall! Er wollte sich erheben. Es ging nicht. Die Arme waren ihm fest auf den Rücken geschnürt, und die Beine waren zusammengebunden. Er wendete den Kopf. Der Schreck ließ ihm auf Augenblicke den Herzschlag stocken. Die Glenden hatten ihn gefesselt direkt auf die Schienen geworfen. Wenn jetzt ein Zug dort um die Biegung herangebraust kam, war er im nächsten Augenblick zermalmt.

Die Todesangst gab ihm Riesentrast. Er versuchte, seine Hände von den Fesseln zu befreien. Vergebens! Da beugte er den Oberkörper, bis er mit den Zähnen sein Seitengewehr erreichen konnte. Es gelang ihm, die Waffe herauszuziehen. Er stieß sie mit der Spitze in die Erde und legte sich wieder mit dem Rücken platt auf die Erde. Dann zog er die Knie an und rieb das Seil, das ihm die Beine zusammenschnürte, an der Schneide seiner Waffe durch. Es gelang, Gott sei Dank! Nun konnte er sich wenigstens aus der gefährlichen Lage zwischen den Schienen befreien. Er taumelte, als er sich aufrichtete, denn seine Beine waren durch die fest zusammengeschnürten Stride fast abgestorben. Nach einer kleinen Erholungspause stieß er mit dem Fuß das Seitengewehr noch ein Stück tiefer in das Erdreich und fing an, auch die Armfesseln Stück für Stück an der Schneide durchzuseilen. Nach zehn Minuten harter Anstrengung gelang es ihm. Er war wieder ein freier Mann. Er beschloß einen Augenblick seinen Kopf. Ein dider Sägel war an der rechten Schädelhälfte aufgelaufen, und ein Streifen geronnenen Blutes zog sich quer über die eine Wange. „Nicht lebensgefährlich!“ ermunterte er sich.

Er lief ein paar Schritte auf und ab, um die erstarrten Glieder wieder beweglich zu machen. Dabei fielen seine Augen auf ein Stück der Strecke, an welchem nicht alles in Ordnung zu sein schien. Wahrhaftig! Hier waren die starken Schrauben, die an den Flanschen die Schienen zusammenhalten, herausgeschraubt. Auf diese Weise war die Geleisanlage auf mehrere Meter weit fast unmerklich, aber doch sehr wirkungsvoll zerstört. Wenn jetzt ein Zug kam, so mußte er unbedingt entgleisen!

Ein ungeheures Unglück!

Er sah im Geiste die sechzig Waggon, je mit fünfundzwanzig Mann besetzt, Offiziere, Ärzte, Schwestern, Pferde, Munition! Der Kopf wirbelte ihm. Was sollte er tun?!

Winterzeichen dürften kaum Beachtung finden!

Ein rettender Gedanke kam ihm.

Wenn er zwischen den Schienen ein Feuer anzündete!

Er fühlte nach der Tasche. Sein Feuerzeug hatte er noch bei sich. In der Tasche knisterte ein Brief, der war von Mutter. Wenn es nur nicht zu spät war, nicht zu spät, denn bis der Brand ausloberte, konnten noch fünf Minuten vergehen.

Er sprang wie sinnlos die Böschung herab in den Wald und raffte mit beiden Armen dürres Holz und Laub zusammen. Das häufte er zwischen den Schienen auf und legte Mutters Brief darunter. Der Briefbogen loderte empor, und bald fingen auch die Zweige Feuer. Wie gut, daß die letzten Tage über trodenes Wetter geherrscht hatte! Er freute sich über die Flammen, die prasselnd aus dem Holzstoß aufschossen, und schleppte leuchtend immer neues Brennmaterial herbei.

Es war auch die höchste Zeit gewesen. Aus der Ferne kam ein Pfiff, und durch die stille Nacht ertönte noch gedämpft das Rollen von Rädern.

Werner ergriff einen brennenden Ast, der aus dem Holzstoß heraustagte, und lief mit der Fackel zwischen den Schienen nach jener Richtung, aus welcher der Zug kommen mußte.

Das Rollen wurde stärker, und als er an der Biegung kam, sah er schon die beiden Glocken der Maschine fauchend und schnaubend sich heranschieben. Er schwenkte seinen Ast in großen Kreisen, aber der Führer des Zuges schien ihn nicht zu bemerken. Erst ganz dicht vor ihm ging das stählerne Ungeheuer in langsameres Tempo über und stand endlich still.

Sofort wurden einige Waggon aufgestoßen. Uniformen erschienen. Führer und Heizer sprangen von der Maschine. Ein Offizier lief wütend auf Werner los.

„Posten, sind Sie verrückt, den Train aufzuhalten!“ schrie er schon von weitem.

Als er aber näher kam und Werners blutüberströmtes Gesicht sah, wurde er ruhiger.

„Was ist denn los? Was hat's gegeben?“

Werner erstattete Bericht.

Der Offizier schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Sie haben nicht nur brav, sondern klug und mit großer Geistesgegenwart gehandelt. Sie haben sich den schönsten Lohn verdient.“ Er notierte sich Namen und Truppenteil, und Werner wußte, daß dies das Eisene Kreuz bedeutete.

„So, und jetzt lassen Sie sich erst mal ordentlich verbinden!“ Ärzte waren im Zuge, und bald hatte Werner einen regelrechten Verband über der ausgewaschenen Kopfwunde.

Unterdes hatte das Zugpersonal die Strecke untersucht. An sechs Schienenköpfen waren die Flanschen abgerissen. Die Beamten schleppten die Werkzeugkästen heran. Soldaten beteiligten sich an der Arbeit. Die alten Schraubenmuttern waren nicht aufzufinden. Vermutlich hatten die Feinde sie mitgenommen oder irgendwo im Walde verstreut. Das hinderte die Arbeit indes nicht, es wurde einfach neue eingesetzt, denn jeder Zugführer hält darauf, daß in seinem Zug Streckenersatzteile vorhanden sind.

Nach einer halben Stunde war der Schaden ausgebessert. Die Offiziere schüttelten Werner die Hände. Alles stieg ein, und im nächsten Augenblick zog die mir mächtig ertellte Wagenschlange an ihm vorbei. Er war wieder einsam.

Es dauerte indessen nicht allzulange, so rollte eine Draisine heran und brachte Verstärkungen. Ein kurzer Anruf. Einer der Darauffahenden sprang ab. Das Fahrzeug rollte weiter, um die Leute auf die gesamte Postenkette zu verteilen.

Werner freute sich herzlich, als er in dem Ankömmling seinen Freund Holler erkannte.

„Du, Friß, wer das gedacht hätte, als wir vor drei Monaten noch nebeneinander auf der Schulbank saßen.“

„Du hast recht, und so gefällt mir's besser. Ich kehre nie wieder ins Pennal zurück. Ich sehe aber, du hast schon eins abgekliegt. Das erzählst du mir dann. Wir werden hoffentlich bis zum Morgengrauen ungestört bleiben, allein ich fürchte fast das Gegenteil. Wir sind vorhin auf der Draisine beschossen worden. Es scheinen sich wieder große Mengen von Kosaken hier herumzutreiben. Wir beobachteten vorhin eine starke Patrouille von etwa achtzehn bis zwanzig Mann, die uns eine Zeitlang auf ihren schnellen Pferden verfolgte, das heißt, solange die Straße mit der Bahnstrecke parallel lief. Ich glaube, daß sie es auf die Störung der Transporte abgesehen haben, die heute nacht noch durchfahren!“

„Da drüben liegen schon zwei solcher Salunken!“ sagte Werner, nach dem Walde deutend. „Ich habe sie vor etwa einer Stunde weggepuht.“

Während sie noch sprachen, tönte von der Landstraße her, die unter einem Viadukt die Bahnstrecke rechtwinklig durchkreuzte, Hufschlag.

„Das sind sicher welche!“ flüsterte Friß.

Sie schlichen sich bis an die Brüstung des Viadukts und suchten hinter den Stämmen Deckung.

Richtig, da kam eine ganze Schar. Wieviel es waren, konnten die jungen Freunde in ihrer Erregung nicht feststellen.

„Sobald sie Miene machen, die Bahnstrecke zu ersteigen, schießen wir, nicht wahr?“ flüsterte Friß.

„Selbstverständlich!“ gab Werner ebenso leise zurück, legte den Sicherungsfügel herum und prüfte noch einmal das Magazin auf seinen Inhalt.

Von unten erklangen gedämpfte Stimmen. Fremde Worte — abgerissene Flüche.

Die Reiter sprangen aus den Sätteln, schlangen die Standare um die Stämme und zeigten gesittet nach dem Bahndamm. Dann schwärmten sie aus und fingen an herauszuschleichen.

„Achtung!“ sagte Werner. „Nimm du den Vordersten, ich nehme den Hintermann.“

„Feuer!“

Ein flammender Strahl schoß aus den zwei Rohren auf. Der eine brach lautlos zusammen, der andere hieb ein paarmal mit den Faustn durch die Luft und kollerte dann die Böschung hinab.

„Tschort wosmi! (zum Teufel!)“ fluchte der Patrouillenfürer, und auf sein Kommando eröffnete der Schwarm ein wahres Pelotonfeuer aufs Geratewohl nach der verteidigten Stelle.

Die beiden Freunde hofften, daß durch die Schießerei irgend eine andere Wachabteilung aufmerksam und zu Hilfe herbeieilen würde. Indessen — der dichte Wald fing wohl den Schall auf.

Drei der Kosaken mußten noch ins Gras beißen, dann waren die beiden tapfern Jünglinge umringt. Friß war dabei an der rechten Hand verwundet worden, und ehe sie dazu kamen, einen frischen Rahmen ins Magazin einzuführen, waren sie überwältigt, entwaffnet und wurden unter Fußtritten und Faustschlägen den Bahndamm herab nach dem Fledelager geschleppt.

Hier stellte ein Offizier, der der deutschen Sprache mächtig war, ein ausführliches Verhör mit ihnen an. Vor allem wollte er über den Aufmarsch der deutschen Truppen Aufschluß haben, über Stärke und Stellung.

Die beiden Freunde hörten aus den Fragen, welche Antworten gewünscht wurden, und logen tapfer drauf los. Durch ihre scheinbar genauen Informationen wurden sie für die Horde wichtige Personen und erreichten, daß man ein'germaßen anständig mit ihnen umging.

Die Patrouille schien es eilig zu haben. Man fesselte den beiden Gefangenen die Hände mit Striden, deren Enden man an die Sattelgurte je zweier Pferde band, und dann ging's in leichtem Trab östwärts, die Straße zurück.

Werner war durch die Verletzung und den Blutverlust stark geschwächt und dankte Gott, als die Patrouille endlich zu ihrem Truppenteil zurückstieß und die Hatz aufhörte.

Die beiden Freunde wurden vor den kommandierenden General geführt und nach einem Kreuzverhör für den Rest des Tages in einem Bauernhause eingeschlossen, vor dessen Tür ein Doppelposten auf und ab patrouillierte.

Das Dorf war zum Teil von Granaten stark mitgenommen. Es mußte hier bereits heiß hergegangen sein.

„So, jetzt sitzen wir also richtig in der Falle!“ meinte Fritz.

„Ja,“ entgegnete Werner leinlaut, „hier ist wenig Aussicht, zu entfliehen!“

„Mir zuckte es vorhin ordentlich in den Fingern, als wir an dem schönen Generalsstabsauto vorbeitransportiert wurden“, sagte Fritz. „Du weißt ja, daß ich fahren kann. Ich habe meines Vaters Wagen oft geführt.“

Sie schwiegen.

„Vielleicht steht der Wagen noch da.“

„Nützt uns nichts. Wie wollen wir hier herauskommen?“

„Die Nacht ist noch lang, wer weiß? Wir wollen uns einmal in unserer Villa umsehen.“

Sie durchstöberten beim Licht des Mondes die Winkel und Schränke.

„Du!“ rief Werner plötzlich erschreckt, „hier hätten wir, was wir brauchen!“

„Pst! Nicht so laut!“ mahnte Fritz. „Was hast du denn?“

„Bauernkleider!“

Sie überlegten. In einer Verkleidung zu entfliehen, war kein Ding der Unmöglichkeit.

„Aber wie wollen wir rauskommen? Nach der Hinterfront im ganzen Hause kein Fenster, und vorn der Wachposten!“

„Vielleicht mündet ein Kellerfenster auf den Hof!“

Sie schlichen nach dem Hausflur und tasteten sich nach dem dumpfen Keller, dessen Kälte sie wie Grabesluft umwehte.

Von einer Seite fiel ein schmaler Streifen Mondlicht herein. Sie untersuchten das Fenster.

„Das müßte unser Ausgang sein!“ hauchte Werner.

Sie stiegen wieder hinauf. Schnell waren die selbstgrauen Uniformen abgelegt, und bald darauf standen ein paar Bauern in gebückter Haltung an Stelle der jungen, kräftigen Kriegsfreiwilligen in der Stube.

„Nun nimm deinen Verband ab und stülpe dir den alten Hut über!“ sagte Fritz.

Dann schlichen sie lautlos wieder zum Keller hinab. Den beiden schwächlichen Jünglingen gelang es ohne Schwierigkeit, sich geräuschlos durch das enge Kellerfenster zu zwängen. Sie standen nun in einem geräumigen Wirtschaftshofe, aus welchem ein Privatweg durch den Garten auf die offene Landstraße hinausführte. Den schlügen sie ein.

Es gelang ihnen, unbemerkt bis zum Dorfausgang zu gelangen. Einige Male mußten sie sich hinter Gebüsch verstecken, weil Patrouillen die Straße herabgeritten kamen.

Plötzlich stieß Werner den Freund in die Seite und deutete nach vorn. Dort stand am Rande der Chaussee wirklich noch das Auto, das sie bereits auf ihrem Transport vor zwei Stunden bemerkt hatten.

„Das wird uns retten!“ triumphtierte Fritz dem Freund ins Ohr.

„Wenn es nicht ein deutscher Granatschuß unbrauchbar gemacht hat!“

Sie schlichen sich heran. Es war niemand da, nur aus der Schenke tönte Lärm.

Fritz prüfte mit kundigem Blick den Wagen. Er konnte keine Panne entdecken, auch das Benzinreservoir war gefüllt.

Werner stieg in den Fond.

Mit Mikeschnelle kurbelte Fritz an. In demselben Augenblick, als der Motor anfang zu arbeiten, stürzte aus dem Hause, das als Quartier belegt sein mochte, ein russischer Militärauffeuer und warf sich auf den Bauer, der sich dort im Mondschein an seinem Wagen zu schaffen machte.

Aber ebenso schnell entriß ihm Werner den Revolver und versetzte ihm mit dem Laufe desselben einen Schlag gegen den Kopf, daß er zur Seite taumelte.

Fritz hatte sich schon in den Führersitz geschwungen und hielt das Steuer umklammert. Ein Druck auf den Schalthebel, und der Wagen setzte sich mit einem springartigen Ruck in Bewegung.

Es war aber auch höchste Zeit. Aus der Schenke sprang eine ganze Abteilung russischer Soldaten hervor. Rufe und Flüche wurden laut, und schon fielen vereinzelt Schüsse.

Fritz stellte sofort den Motor auf Höchstgeschwindigkeit. Hochausbäumend schoß der Wagen mit seinen Insassen dahin. Jetzt rollten ganze Salven hinter den Fliehenden drein. Kugeln pflüßten rechts und links mit scharfem „Ess! Ess!“ an ihnen vorbei. Pferdegeknurren ertönte dazwischen.

Es war ein toller Wettlauf zwischen Muskel und Maschine. Aber die Maschine siegte. Immer schwächer wurde der Hufschlag der Verfolger.

Die beiden lähnen Flüchtlinge hatten sich in der Richtung, nach der sie jagten, nicht getäuscht.

Nach einer knappen halben Stunde rasender Fahrt passierten sie die Borspostenkette der deutschen Linien, und ehe der Morgen anbrach, hatten sie ihren Bericht im deutschen Hauptquartier erstattet, und als Anerkennung für ihre Heldentat bestellte ihnen der Höchstkommandierende eigenhändig das Eiserne Kreuz auf den rettenden Bauernkittel.

Wie schützt man sich wirksam gegen Insektenstiche?

Im Sommer beim Umherstreifen durch Feld und Wald, beim Lagern auf Moos und Nagen kommt es leicht vor, daß sich einem ganz unbemerkt blutdürstige Gäste nähern und uns schmerzhaft Verletzungen beibringen, die, vernachlässigt, oft recht unangenehme Folgen haben können. So sind z. B. die Stiche von Fliegen, Mücken, Bienen und Wespen durchaus nicht so leicht zu nehmen, wie es gewöhnlich geschieht, denn wenn das Insekt vorher auf einem Kadaver saß, kann es leicht das giftigste Leichengift in die durch seinen Stachel erzeugte Wunde bringen und diese recht bössartig werden lassen. Deshalb führe man stets etwas Salmiageist oder Karbolvaseline bei sich, womit man sofort die winzige Wunde kräftig einreibt bzw. bedeckt. Diese einfachen Mittel wirken, sofort angewendet, desinfizierend und beugen einer Anschwellung der gestochenen Stelle vor. Wenn man keins dieser Mittel bei sich hatte und die Stichstelle bereits angeschwoll, behandle man sie so bald wie möglich mit Umschlägen von essigsaurer Tonerde, die man ja in jeder Apotheke und Drogerie erhält. Bei leichteren Mückenstichen, die die Unannehmlichkeit haben, längere Zeit einen Juckreiz auszuüben, namentlich nachts im warmen Bett, helfen Einreibungen mit einfacher, noch besser aber mit Karbolseife, die man ja auch unschwer auf Wanderungen mit sich führen kann.

Bei Bienen- und Wespenstichen, die am schmerzhaftesten zu sein pflegen, hilft ein Einreiben mit einer frischen, durchschnittenen Zwiebel, in Fällen mit starker Anschwellung das Auflegen von Zwiebelscheiben, die öfters zu erneuern sind. — Um die Insekten abzuhalten, empfiehlt sich ein Einreiben von Zitronensaft, ein Mittel, das besonders für mit Wadenstrümpfen und ausgeschnittenen Kleidchen bekleideten Kindern, deren Beinchen und Armchen oft in grausamster Weise zerstoßen sind, angewendet werden sollte. Natürlich muß es öfters wiederholt werden, namentlich dort, wo starke Transpiration stattfindet, denn gerade der Schweißgeruch lockt die Insekten.

Ein andres, nicht mit Unrecht gefürchtetes Insekt ist der Holzbod, auch Zede genannt, das so anhänglich und seßhaft ist, daß man es nur mit Gewalt entfernen kann. Im hungrigen Zustande ist der Holzbod kaum 3 bis 5 mm groß, saugt sich aber in ganz kurzer Zeit bis zur Größe einer Haselnuß mit dem Blute von Menschen und Tieren voll. Das Entfernen dieses Vampirs ist durchaus nicht so einfach, und da sein Stachelrüssel sehr tief sitzt, so geht es nicht ohne Schmerzen ab. Reißt man den blutgefüllten Körper mit Gewalt heraus, so bleibt fast immer der Kopf des Holzbodes im Fleische stecken, und da das Insekt sehr zählebig ist, so kommt es oft vor, daß sich der fehlende Unterkörper wieder ergänzt und wieder voll Blut gesogen wird. Wo das nicht geschieht, kann aber auch das bloße Stedenbleiben des Kopfes zu einer Geschwürbildung führen. Deshalb sollte man es lieber unterlassen, den blutdürstigen Gesellen mit Gewalt zu entfernen, sondern besser ihn durch List zum Herausziehen seines Kopfes bewegen. Das geschieht auf ganz einfache Weise durch Beträufeln seines Körpers mit Petroleum. Dies ist ihm so fatal, daß er sofort seine Zangen öffnet und den Rückzug antritt. Wenn man dabei etwas nachhilft, so läßt er sich leicht gänzlich entfernen, und wenn man darauf die Stichstelle sofort mit einem der oben angegebenen Mittel behandelt, so wird keinerlei Schaden entstehen.

Dat man also das Pech, einen Holzbod aufzufinden, und keine Gelegenheit, unterwegs Petroleum zu erhalten, so ertrage man lieber bis zur Heimkehr den schlimmen Gast. Dasselbe gilt von unsern treuen Begleitern durch Wald und Flur, den Hundern. An.

Schwer wie ein Posten rollt vorbei das Unglück, das die Seele traf,
Jedoch das Glück, das rasche Glück, spielt wie ein Blitz am Telegraph.
Otto Frommer.

Unsere Bilder

Aus der neutralen Schweiz. Die Schweiz, die sowohl durch ihre Liebestätigkeit als auch durch die strikte Beobachtung ihrer Neutralität sich die Anerkennung aller kriegsführenden Mächte in hervorragendem Maße erworben hat, wurde durch die Kriegserklärung Italiens vollkommen vom Weltkrieg umringt, und der Schutz ihrer Südgrenze legt ihr zu den bisherigen großen Opfern neue schwere Lasten auf. — Unsere Aufnahme zeigt einen Zug mit neu aufgeborenen Truppen auf dem Bahnhof Bern während der Fahrt zur Südgrenze.

Aus dem Leben der Feldgrauen: Eine selbstgeschaffene Badeanstalt in Russisch-Polen. Die kleine Anlage zeugt von der Geschicklichkeit, mit der sich die deutschen Truppen in allen Lebenslagen zu helfen wissen, und die Stimmung der kleinen Gruppe spricht von dem frohen Geiste, der die Truppen erfüllt.



Aus dem Leben der Feldgrauen: Eine selbstgeschaffene Badeanstalt in Russisch-Polen. (Mit Text.)

Allerlei

Das erste Manöver eines stehenden Heeres wurde im Jahre 1608 am 15. Juni in der Oberpfalz abgehalten, bei welchem sich Kavallerie und Infanterie eine förmliche Schlacht lieferten. Noch in demselben Jahre fand dann im Herbst unweit Alzen ein ähnliches Kriegsspiel statt, bei welcher Gelegenheit man ein mit Pulver gefülltes Angetüm, das auf einem siebenköpfigen Rasse saß, in die Luft sprengte.

Schlagfertig. Goethe befand sich eines Sommers im thüringischen Bade Sulza, nicht der Körpererholung halber, sondern um seiner Vorliebe für mineralogische Studien nachhängen zu können. — Auf seinen weiteren Ausflügen ward er häufig von dem ihm befreundeten Freiherrn von Stein begleitet. Eines Tages, ziemlich weit von Sulza entfernt, wurden die beiden im Freien von einem heftigen Regen überrascht, so daß Herr von Stein zu verschiedenen Malen den Nachhauseweg vorschlug. Goethe suchte unbekümmert Steine, bis der durchnäßte Herr von Stein halb aufgebracht, halb satirisch ihn fragte: „Nun, wenn Sie denn ein so eifriger Steinverehrer sind, zu welcher Gattung zählen Sie mich?“ — „Zu den Kalksteinen,“ entgegnete Goethe schlagfertig, „denn diese brausen auf, sobald sie naß werden.“

Als der General Bonaparte den Oberbefehl über die französische Armee in Italien übernahm, fand er dieselbe in einem äußerst erbärmlichen Zustande vor. Die Soldaten litten geradezu an allem Mangel, gingen traurig in zerlumpten Uniformen, hatten die klägliche Verpflegung und laum ein Dach über dem Haupte. Und dabei fehlte es in der Kriegeskasse völlig an Geld, auch nur die geringste Abhilfe zu schaffen! — Gleich am Tage nach des Generals Ankunft im Hauptquartier erschien ein alter Grenadier vor ihm und beklagte sich bitter, daß er so furchtbar abgerissen gehen müsse. In der Tat war sein Ansehen ein sehr klägliches. Bonaparte, der bereits wußte, daß keinerlei Mittel vorhanden waren, half sich durch seine Menschenkenntnis aus der Verlegenheit. — „Die Klage dieses Mannes ist vollkommen begründet,“ sprach er zum anwesenden Kommissarordonateur, „geben Sie auf der Stelle Befehl, daß seine Wünsche erfüllt werden! — Nur eins tut mir leid,“ setzte er nachdenklich hinzu, „wenn dieser Brave nun neu gekleidet sein wird, so wird man ihn für einen Rekruten halten.“ — „General!“ rief hier der Grenadier, ihn hastig unterbrechend, „lassen Sie alles, wie es ist, ich will nicht neu gekleidet sein!“

Gemeinnütziges

Kindstende. Nach dem Häuten wird sie gut gespielt, mit reichlich Butter und Sahne gar gebraten und die Sauce mit einigen Gläsern Weißwein und etwas Mehl sämig gemacht. Man gibt irgendein feines Gemüse als Beilage oder auch Salat.

Das Vorhandensein von Vinsen auf Wiesen läßt stehende Feuchtigkeit und sauren Boden erkennen. Mit der Beseitigung der Ursachen schwindet auch das Unkraut. Man hat demnach für Drainage zu sorgen, und wo diese nicht hinreicht, mit einer Kalkdüngung nachzuhelfen.

Bei Anwendung künstlicher Dünger im Rasen ist große Vorsicht nötig. Zu starke Gaben und Ausbreiten bei andauernd trockenem Wetter haben schon oft Verbrennen des ganzen Rasenteppichs zur Folge gehabt. **Grüne Gurten** werden jeden zweiten Tag abgenommen. Man benützt dazu ein Messer. Durch Abreißen werden junge Früchte und Ranken leicht verletzt. **Kartoffeltraut** wird von Erregern verschiedener Pflanzenkrankheiten mit Vorliebe aufgesucht. Wer es verbrennt, tritt diesen Erkrankungen wirksam entgegen.

Waldbesitzer wächst im Garten leicht weiter, wenn die Wurzeln desselben etwas Erdballen behalten. Auch gebe man der Pflanzstelle von der Erde des ursprünglichen Standortes im Walde.

Wo Buchsbaum im Garten wächst, sollte dieser nicht den Hühnern als Auslauf freigegeben werden. Man hat oft die Erfahrung gemacht, daß die Hühner, welche vom Buchsbaum gefressen hatten, Durchfall bekamen und verendeten. Die jungen Triebe des Buchsbaumes sind den Hühnern besonders gefährlich.

Zogogrify.

Mit O ist es gemacht zum Schützen,
Mit H lud's im Westfalenland.
Zum Ordnen wir's mit K denügen,
Als Tier ist es mit L bekannt.

Julius Fald.

Silberrätsel.

be, den, dra, em, fan, ger, go,
grü, hen, hö, in, lan, ler, mar,
na, na, ne, ner, re, rie, se, stein,
te, te, u, ver, vol.

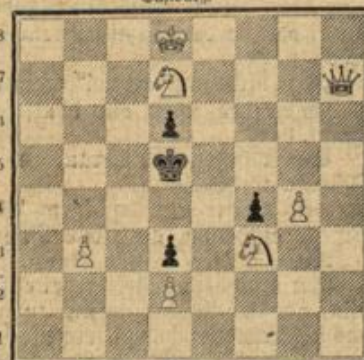
Aus vorstehenden 27 Silben sind 10 Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen berühmten Heerführer des gegenwärtigen Krieges ergeben: 1) Schlachtfeld, 2) Schlachtort, 3) Eroberter Festung im Westen, 4) Leichter Reiter, 5) Deutscher Helmschmuck, 6) Französische Hüfttruppe, 7) Eroberer einer bedeutenden Festung auf dem westlichen Kriegsschauplatz, 8) Deutscher Soldat, 9) Waffe, 10) Geschütz. Ernst Rih.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 135.

Von Adolf Steil.

Deutsche Schachzeitung, 1887
Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Allen Leuten recht getan ist eine Kunst, die niemand kann.

Alle Rechte vorbehalten.